

Gibt es eine Verantwortung für die Sprache, und bei wem liegt sie?

Rudolf Wachter

Es ist mir eine grosse Ehre, den Ring dieser Vorlesung eröffnen zu dürfen. Wie ich mich als Sprachwissenschaftler dem Thema «Verantwortung» nähern soll, war mir anfangs nicht klar. Schliesslich habe ich mich entschieden, Verantwortung *für* die Sprache ins Zentrum zu rücken. Daneben könnte man als Sprachwissenschaftler aber auch untersuchen, welchen Platz die Verantwortung in der Interaktion zwischen uns Menschen innehat und wie die Sprache dabei eingesetzt wird. Oder man könnte untersuchen, wie das Konzept «Verantwortung» in den verschiedenen Sprachen der Menschheit ausgedrückt wird, ob dafür überhaupt alle Sprachen ein Wort haben. Jedenfalls sehen wir rasch, dass die beiden Begriffe eng miteinander verbunden sind.

In unserer eigenen Sprache zeigt sich das im übrigen schon an dem Wort selbst – erlauben Sie mir hier diesen kleinen Abstecher in die Sprachgeschichte, mein ureigenes Metier: *Verantwortung* ist vom Verbum *verantworten* abgeleitet, das seinerseits auf dem Begriff der *Antwort* aufbaut. Verantwortung ist offenbar eine Art Antwort auf eine Frage. Das Wörterbuch der Brüder Grimm¹ leitet das Wort, zweifellos zu Recht, aus der mittelalterlichen Rechtsprache her, wo *verantworten* die Bedeutungen «rechtfertigen, verteidigen» hatte und ein *Verantworter* ein «Verteidiger» oder «Anwalt» war. Schon 1376 heisst es in Reichtagsakten: *wir süllen [...] sie hanthaben², verantworten und beschirmen*, das heisst «unterstützen, verteidigen und beschützen». Es ist allerdings eine verbreitete methodische Unterlassungssünde der Germanisten, einem solchen Wort und seiner semantischen Entwicklung nur im Deutschen nachzugehen. Denn fast alle Wortkonzepte im Mittelalter sind auch in den anderen mitteleuropäischen Sprachen reich belegt. So ist im Französischen bereits kurz vor und kurz nach 1300 in Lille und – gar nicht weit davon entfernt – in London, wo damals die *high society* französisch sprach, das Substantiv *responsable/responsable* bezeugt, und zwar in der Bedeutung «Garant».³ Dies gibt

Korrespondenz: Prof. Dr. phil. Rudolf Wachter, Universität Basel und Université de Lausanne, Gundeldingerstrasse 61, CH-4053 Basel

1 Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854–1960, Bd. XII, I (1956), Sp. 80; s. auch Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Wörterbuch, Leipzig, Bd. 3 (1878), Sp. 69.

2 Auch dies noch in einem wörtlicheren Sinne: «halten, stützen».

3 (Jehan) Roisin: *Franchises, lois et coutumes de la ville de Lille*, Lille/Paris 1842, S. 307: «Il doivent mettre ens persone vivant et morant responsaule pour no rente payer a nous sans plus», d.h. etwa «Garant einer Lehenszinsschuld»; s. auch Godefroy, Frédéric: *Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXe au XVe siècle*, Paris 1880–1902, Bd. VI, s.v. *responsable* (leicht anders zitiert).

noch präziser die Grundbedeutung wieder: Der «Verantwortliche» ist zwar Schirmer und Schützer, aber eben nicht nur als Verteidiger und Anwalt, sondern vor allem als Garant, als Bürge für einen anderen, zu dem er nicht nur eine rein geschäftliche, sondern eine familiäre oder mindestens freundschaftliche Beziehung hat, dem er vertraut und für den er die Hand ins Feuer legt. Diese ethische Komponente hat unserem Wort, und zwar sowohl im Deutschen als auch in den romanischen Sprachen, den Boden bereitet für die moderneren Bedeutungen der Verantwortung und Verantwortlichkeit. Die ursprüngliche Frage und Antwort lauteten somit etwa: «Taugt dieser Mensch etwas?» – «Ja, ich will für ihn als Garant Rede und Antwort stehen».

Und so ist es noch heute: Wenn wir für jemanden oder etwas Verantwortung übernehmen, so setzt das voraus, dass wir in die Person oder in die Sache Vertrauen haben und von ihrer Qualität überzeugt sind. Dass wir für sie «antworten», zeugt jedoch von einem in erster Linie rationalen Vorgang: Wir haben uns von ihrer Qualität überzeugt und sind bereit, zu ihren Gunsten auszusagen, zu argumentieren, wenn nötig auch vor Gericht.⁴ Und wir sind auch bereit, für uns persönlich negative Konsequenzen in Kauf zu nehmen, sollte der Fall eintreten, dass wir unserer Verantwortung nicht nachkommen können oder die Person oder die Sache, für die wir einstehen, sich als nicht so verlässlich entpuppt, wie wir dies gehofft hatten, und sich unserem guten Einfluss entzieht. Im schlimmsten Fall müssen wir schliesslich sogar resignieren und die Verantwortung ablehnen, was regelmässig mit einem erheblichen Geistesverlust verbunden ist.

Wie ist es nun mit der Sprache? Gibt es eine Verantwortung für die Sprache, und bei wem liegt sie? – Aus meiner Formulierung des Titels können Sie ersehen, dass ich überzeugt bin, dass es sie gibt, und ich möchte im folgenden anhand einiger Beispiele herausarbeiten, in welchen Lebensbereichen sich eine solche Verantwortung für die Sprache findet, bei wem sie jeweils vor allem liegt, wie weit sie geht, und wie die Verantwortungsträger sie und die damit verbundene ethische Verpflichtung am besten wahrnehmen. Es wird meine sehr persönliche Sicht sein, das Resultat – oder sagen wir: das Zwischenresultat – eines mittlerweile schon recht langen Wissenschaftlerlebens im Dienste des Phänomens Sprache.

Persönlich ist meine Sicht schon deshalb, weil von den vielen Gegenständen der Wissenschaft die Sprache wohl einer der umfassendsten ist – was übrigens

4 Das gilt sogar für den Fall, dass wir Verantwortung gar nicht übernehmen müssen, weil wir sie von Natur aus haben, nämlich zum Beispiel für unsere unmündigen Kinder. Auch da ist es nicht in erster Linie die emotionale Seite der Beziehung, die für unser Gefühl der Verantwortlichkeit zuständig ist, sondern die rationale: Wir sind grundsätzlich überzeugt, dass in unserem Nachwuchs genügend Potential steckt, dass es sich lohnt, für ihn gerade zu stehen, auch wenn er einmal eine Dummheit begeht.

in merkwürdigem Gegensatz zur Tatsache steht, dass Sprachwissenschaft praktisch durchgehend zu den universitären Orchideenfächern gehört. Dabei ist es heute schon fast aussichtslos, in diesem gigantischen Forschungsgebiet auch nur einigermassen einen Überblick zu gewinnen. Das haben viele Wissenschaftler, die in jugendlichem Übermut glaubten zu wissen, was Sprache ist und wie sie funktioniert, erfahren müssen. Denken Sie an die Hypes des Strukturalismus in der Sprachwissenschaft oder an dessen «Überwindung» durch die generative Transformationsgrammatik der 1950er und 1960er Jahre. Was Ferdinand de Saussure, Roman Jakobson, Noam Chomsky beigetragen haben, sind – im Rückblick gesehen – nicht mehr, aber auch nicht weniger, als ein paar kluge Modelle, die gewisse Aspekte des Phänomens Sprache anschaulich und besser verständlich machen. Das Ganze dieser so typisch menschlichen Fähigkeit aber überblickt nach wie vor niemand. Misstrauen Sie also Schlagzeilen wie: «Wissenschaftler entschlüsseln menschliche Sprache»! Derzeit wird viel Geld in die neurowissenschaftliche Erforschung des Phänomens Sprache gesteckt. Zurecht, denn die Neurowissenschaft hat – nicht nur für die Sprache – neues Erkenntnispotential geschaffen. Aber hüten wir uns, zu hohe Erwartungen in solche Forschung zu setzen! Höchstwahrscheinlich wird auch diese Forschungsrichtung nie mehr als einige weitere Teilerkenntnisse über die Funktionsweise unseres Gehirns bei der Generierung oder Verarbeitung von Sprache beitragen können. Es ist mit diesem wie mit unserem Genom. Je mehr wir darüber wissen, desto weniger greifbar oder begreifbar erscheint es uns. Was wir inzwischen wissen, ist immerhin, dass das etwa von Chomsky postulierte Sprachzentrum im Gehirn, in dem eine ererbte universelle Basisgrammatik abgelegt ist, nicht existiert. Inzwischen werden theoretische Ansätze, die Sprache als ein zwar von unseren physiologischen Gegebenheiten abhängiges, aber prinzipiell freies und sich permanent selbst organisierendes System verstehen, für verheissungsvoller gehalten.⁵ Aber wird das das letzte Wort sein? Letztlich steht hinter all diesen Schwierigkeiten wohl die wissenschaftliche Grundproblematik, dass wir uns zwar selbst begreifen wollen, jedoch den Schritt aus unserer Subjektivität heraus nicht schaffen und deshalb möglicherweise noch nicht einmal die richtigen Fragen stellen. Am Ende hatte Sokrates wohl nicht ganz unrecht mit seinem Diktum, er wisse nur etwas, nämlich dass er nichts wisse.⁶

5 Blevins, Juliette: *Evolutionary phonology: The emergence of sound patterns*, Cambridge 2004.

6 (Socrates) ita disputat, ut nihil adfirmet ipse, refellat alios, nihil se scire dicat nisi id ipsum, eoque praestare ceteris, quod illi quae nesciant scire se putent, ipse se nihil scire id unum sciat, ob eamque rem se arbitrari ab Apolline omnium sapientissimum esse dictum quod haec esset una omnis sapientia, non arbitrari sese scire quod nesciat «Sokrates debattiert so, dass er selbst nichts behauptet, aber andere (laufend) widerlegt, dass er sagt, er wisse nichts ausser genau dies, und er sei darin den anderen voraus, dass diese (nur) zu wissen glauben, was sie gar nicht (wirklich) wissen, er aber (wenigstens) das eine wisse, dass er

Dabei hat die Menschheit ja unterdessen durchaus Fortschritte gemacht. Die Griechen haben für die «Stadt der Wissenschaft» eine weites Terrain abgesteckt, ein solides Fundament gelegt und ein paar prächtige erste Gebäude errichtet, nachher kamen noch Cicero, vielleicht Seneca, dann war eineinhalb Jahrtausende lang eher wenig los, doch vor allem seit dem 18. Jahrhundert wird wieder fleissig weitergebaut, und heute in wahrhaft atemberaubendem Tempo. Wir *wissen* heute tatsächlich viel mehr. In der Physik etwa, vom Higgs-Teilchen bis zum gesamten Kosmos, oder in der Medizin, Biologie, Chemie hat die Grundlagenforschung phänomenale Erkenntnisse gebracht. Und wir *können* dadurch auch mehr: Die Ingenieurtechnik aller Art bis zur Nanotechnologie, die Entwicklung von Heilmitteln, neue diagnostische Verfahren in der Medizin usw. eröffnen immer neue Möglichkeiten. Und dank der Psychologie und Soziologie verstehen wir auch den Menschen in seinem Umfeld erheblich besser. Sogar die Kunst der Prophetie, der Zukunftsvorhersage, hat es in den letzten Jahrzehnten in mehreren Bereichen zu einigem wissenschaftlichem Ruhm gebracht, erfreulich viel etwa in der Meteorologie und in der Medizin, frustrierend wenig dagegen, trotz grossen Bemühungen, in den Politik- und Wirtschaftswissenschaften.

Aber was ist das für ein Wissen, das da in grossem Tempo generiert wird? Wissen wir heute besser, worum es geht in diesem unserem Leben? Ich habe nicht wirklich den Eindruck! Vielmehr bin ich überzeugt, Sokrates würde heute, nachdem er ein paar Dutzend modernen Wissenschaftlern, Politikern und Wirtschaftsmagnaten in der für ihn typischen Weise auf den Zahn gefühlt hätte, sein Diktum mit genau gleich grosser Überzeugung vorbringen wie zu seiner Zeit. Und ich fürchte, dass ihn auch die Vertreter der Lehre, die unser irdisches Leben nur als mühseligen Zwischenhalt vor dem Eintritt in ein besseres Leben im Jenseits versteht, von ihrem Wissen nicht leicht überzeugen könnten.

Ich bin mir nicht einmal sicher, ob diese sokratische Unabhängigkeit des Denkens heute weiter verbreitet ist als früher. Die Geschichte zeigt jedenfalls, dass sie unter Verantwortungs- und Entscheidungsträgern selten war. Querdenker lebten stets gefährlich. Weder Sokrates noch Cicero noch Seneca starben eines natürlichen Todes. Auch Jesus nicht oder der in seinem Namen im Jahre 1600 hingerichtete Giordano Bruno. Wer trägt heute beispielsweise für die Wissenschaft die Verantwortung, insbesondere für die Weichenstellungen, die dabei auf Schritt und Tritt nötig werden? Wer entscheidet, welches Wissen erhalten bleiben und weitergegeben werden soll und welche Forschung

nichts wisse, und er glaube (!), deswegen von Apollo als der weiseste von allen bezeichnet worden zu sein, weil (nach Apollos Meinung: esset!) dies eine die ganze Weisheit sei, nicht zu glauben, man wisse, was man gar nicht weiss» (Cicero: *Academica* 1.16, nach Plato: *Apologie* 6 [21d]).

nur von ephemerer Bedeutung ist und nicht weiter gefördert zu werden braucht? Und nach welchen Kriterien? Hoffen wir, dass diese Verantwortungsträger, einzelne oder im Kollektiv agierende, weiser sind als der Rest der Menschheit und nicht bloss etwas kecker und etwas weniger selbstkritisch!

Diese Fragen werden uns in weiteren Vorlesungen dieses Zyklus noch beschäftigen. Aber sie haben auch mit Sprache und Verantwortung für die Sprache sehr direkt zu tun. Denn Philosophie, Politik und jegliche Art von Wissenschaft funktionieren ja ausschliesslich dank unserer Sprache, vom Leben im Alltag ganz zu schweigen. Wir lernen unsere Welt zu einem grossen Teil über Sprache kennen und verstehen. Es ist wohl sogar richtig zu behaupten, dass unsere Spezies insgesamt und auch jedes einzelne Individuum ohne Sprache nicht mehr lebensfähig ist, und das wohl schon seit einigen hunderttausend Jahren. Erinnerung und Tradition sind nur dank der Sprache möglich. Sogar für unsere Liebesbeziehungen bauen wir sprachliche Fundamente. In dieser Situation sind wir übrigens besonders sprachkreativ, worüber der frühere Zürcher Anglist Ernst Leisi ein entzückendes Büchlein geschrieben hat.⁷ Und wehe jeder Beziehung, wenn die Kommunikation zwischen den Partnern erstickt!

Man hat der Sprache sogar schon als Nachteil angekreidet, dass wir so stark auf sie angewiesen sind, hat sie als Gefängnis für unsere Gedanken bezeichnet. Ich bin da weniger pessimistisch und erlebe sie viel eher als eine höchst segensreiche und unglaublich leistungsfähige und flexible Einrichtung. Unsere Beschränktheit liegt meines Erachtens eher in unserem Denken und unserer Vorstellungskraft. Denn wenn wir einen Gedanken fassen können, können wir ihn auch aussprechen. Ja, wir *wollen* ihn auch aussprechen. Oft wird er uns selber erst dadurch richtig klar. Und das Wertvollste: Wir können ihn gleich auch an andere weitergeben! An jeden, der hören will. Dies bringt uns alle weiter. Und genau deshalb sind Querdenker in der Wissenschaft so wichtig. Sie stellen neue Fragen, geben neue Antworten und erweitern damit auch unsere Sprache.

Der Gebrauch, den wir Menschen von der Sprache machen, kann nun allerdings sehr unterschiedlich sein, und damit komme ich zum ersten konkreten Bereich, in dem ich eine Verantwortung für die Sprache sehe. Nehmen wir das bereits erwähnte Thema der Liebe. Halten Sie sich, meine Damen und Herren, einmal kurz die unzähligen Sites und Blogs und Tweets und Facebook accounts vor Augen, auf denen hunderttausende von Menschen ihr Liebesleid, ihre Zweifel und Ängste ausschütten, «teilen», wie das neuerdings heisst, und einander Ratschläge geben, ferner die Kontaktbörsen, auf denen sich ebenfalls hunderttausende Nacht für Nacht lesend und schreibend tummeln, weiter all

7 Leisi, Ernst: *Paar und Sprache*, UTB, Heidelberg 1978.

die Buchhandlungen voller psychologischer Ratgeberliteratur, die Gedichtsammlungen, Kurzgeschichten, Romane, auch die in Paperback mit rosa Blümchen und Herzchen auf dem Cover, ferner Filme, Seifenopern, daneben auch die Opern ohne Seifenreklame in den Pausen, Theaterstücke, Musicals und so weiter. Was da in Sachen Liebe «abgeht», und selbstverständlich alles mittels Sprache!

Hier sehe ich nun eben den Ansatzpunkt, wo Verantwortung zum Zuge kommt, und ich will das hier möglichst einfach exemplifizieren. Es gibt nämlich in dem riesigen Wust von Texten zum Thema Liebe einige, und nicht einmal wenige, die die Sache inhaltlich und sprachlich auf dermaßen treffende Weise ausdrücken, dass die Lektüre der allermeisten anderen oder das Anschauen der meisten Filme als reine Zeitverschwendung erscheinen muss. Denken wir etwa an Catulls Gedicht Nr. 85, ein Distichon und wohl eines der berühmtesten Verspaare der Weltliteratur:

Ōd' et amō. Quār' id faciam, fortasse requīris.
Nescio, sed fierī senti' et excrucior.

Auf deutsch:

«Ich hasse und liebe. Warum ich das tue, fragst Du vielleicht.
Ich weiss nicht, aber ich fühle, dass es geschieht, und leide Qualen.»

Vorbildliche Texte müssen keineswegs unbedingt auf Latein sein, auch der erfrischend-drastische *Carpe diem*-Aufruf «To His Coy Mistress» von Andrew Marvell (1621–1678) oder der Dichterdialog zwischen dem jungen Christopher Marlowe (1564–1593) mit seiner naiv-romantischen Liebeserklärung «The Passionate Shepherd to His Love» und seinem älteren Zeitgenossen Sir Walter Raleigh (ca. 1552–1618) mit der spröde-abweisenden Antwort «The Nymph's Reply to the Shepherd» sagen mehr aus als hundert seichte Liebesromane.

Ja, sogar das folgende Gedicht von Wilhelm Busch, augenzwinkernd wie das meiste von ihm und betont leichtfüßig daherkommend, gibt die ganze Problematik auf unbezahlbare Weise wieder. Und achten Sie auf die meisterhafte Art, wie Busch die Dramatik Schritt für Schritt erhöht und das jämmerliche Ende der Geschichte mit metrischen, lautlichen und lexikalischen Mitteln untermalt:

Sie war ein Blümlein hübsch und fein,
Hell aufgeblüht im Sonnenschein.
Er war ein junger Schmetterling,
Der selig an der Blume hing.

Oft kam ein Bienlein mit Gebrumm
Und nascht und säuselt da herum.
Oft kroch ein Käfer kribbelkrab
Am hübschen Blümlein auf und ab.
Ach Gott, wie das dem Schmetterling
So schmerzlich durch die Seele ging.
Doch was am meisten ihn entsetzt,
Das Allerschlimmste, kam zuletzt:
Ein alter Esel frass die ganze
Von ihm so heissgeliebte Pflanze.
(Wilhelm Busch, Kritik des Herzens, 1874)

Vielleicht darf ich Ihnen noch zum Kontrast, um klar zu machen, worum es mir hier geht, ein Gedicht vorlegen, das ich auf dem Internet, das voll ist von Liebesdichtung, innert etwa zehn Sekunden Google-Suche und unter tausenden ähnlichen gefunden habe. Ich habe ein anonymes Beispiel ausgewählt, um nicht von einem der oft stolz und mit Copyright-Vermerk signierenden Autoren wegen übler Nachrede vor Gericht gezogen zu werden. Hier ist es⁸:

Du bist wie eine Rose
die in voller Blüte steht,
wie der Frühlingswind,
der sanft mein Herz umweht.
Du bist wie eine Taube,
die in den Wolken schwebt,
bei jedem Wort von Dir,
mein Herz erbebt.
Die Tür zu meinem Herzen
laß ich Dir offen,
daß Du mich liebst
kann ich nur hoffen.

Selbstverständlich ist das Thema Liebe, das ich hier für diese kurze Demonstration gewählt habe, nur eines unter vielen teils mehr, teils weniger anspruchsvollen Themen unseres Daseins, zu denen es gute und schlechte Texte gibt. Aber es eignet sich eben sehr gut für mein Anliegen, das ich nun als

8 Abrufbar unter: www.herzklopfen-online.com/hged33.htm (Zugriff: 2.3.2014), wo Literaturmuffeln auch ein Liebesgedicht-Generator zur Verfügung steht. Das Gedicht (das nicht aus diesem Generator stammt) findet sich noch auf 61 weiteren derartigen Seiten.

These 1 folgendermassen formulieren will: Wir – und das sind alle Verantwortungsträger in den Bereichen Politik, Medien, Bildung und Kultur – dürfen keine Anstrengung unterlassen, unsere Mitmenschen, und darunter speziell die junge Generation, vor allem und gezielt mit den besten Texten, die ja nicht nur inhaltlich gut, sondern regelmässig auch in besonders reicher, kreativer, origineller Sprache abgefasst sind, in Kontakt zu bringen. Wenn wir das nicht tun, machen wir uns sozusagen unterlassener Hilfeleistung schuldig. Und unter «Sprache» ist notabene nicht nur die Erstsprache zu verstehen. Insbesondere die beiden Hauptsprachen der westlichen Antike lohnt es sich meines Erachtens zu fördern. Es gibt auf der Welt keine anderen Textkorpora, die zu einem auch nur annähernd so hohen Prozentsatz aus wertvollen Texten bestehen wie die erhaltene griechische und lateinische Literatur der Antike. Und da wir ja auch für die Sprache Verantwortung übernehmen und unseren Jugendlichen den Unterschied zwischen einer reichen und einer armen Sprache, zwischen pfiffigem und ödem Sprachgebrauch aufzeigen wollen, so ist die Verwendung von Übersetzungen schlicht keine Option. Denken Sie nur einen Augenblick lang an die Möglichkeit, dass in Frankreich, England und Amerika von unserem Wilhelm Busch-Gedicht Übersetzungen angefertigt werden mit der Behauptung, Deutsch zu lernen sei überflüssig, man könne ja alle guten Texte auch in Übersetzung geniessen. Was da verloren ginge! Und nur weil die alten Griechen und Römer sich nicht mehr wehren können, ist die entsprechende Behauptung für ihre Sprachen kein bisschen richtiger als für das Deutsche.

Ich möchte hier übrigens keineswegs der Zusammenstellung von Literaturkanons das Wort reden. Es gibt genügend gute Texte, und Lehrerinnen und Lehrer auf allen Stufen müssen die Freiheit haben, die Texte auszuwählen, die sie persönlich inspirieren. Nur so kann der Funke überspringen. Wichtiger ist, dass die richtigen Leute Lehrer werden.

Unser zweites Thema ist sozusagen ein Spezialfall des ersten. In seinem berühmten Roman *1984* hat George Orwell seinem fiktiven totalitären Staat Ozeanien dadurch einen besonders erschreckenden Charakter verliehen, dass in diesem Staat die Sprache den Bedürfnissen des herrschenden Regimes angepasst und jeder freiere Sprachgebrauch unter Strafe gestellt wurde. Orwell hat dies genüsslich und höchst raffiniert ausgearbeitet, und eine vertiefte Beschäftigung mit der Sache ist insbesondere für machthungrige Politiker, die demnächst eine Diktatur zu errichten planen und diese möglichst stabil und langfristig absichern möchten, sehr zu empfehlen. Orwells Sprachpolitik im fiktiven Ozeanien ist aber auch für Sprachwissenschaftler ein lohnendes Studienobjekt. Ich will hier nur einige wenige Punkte in Erinnerung rufen. Die Massnahmen betreffen in ihrer grossen Mehrheit das Vokabular. Eine Hauptstossrichtung ist die Vereinfachung des Wortschatzes, was im Englischen mit

seinem legendären Reichtum an Synonymen und Fast-Synonymen besonders einschneidend wirkt. Viele Wörter werden kurzerhand abgeschafft und verboten. Der Sprache wird dadurch jede Farbigkeit genommen, sprachliche Kreativität ist in Ozeanien unerwünscht. Zweitens werden Begriffe semantisch eingeschränkt oder umgedeutet. Euphemismen sind allgegenwärtig. So heisst das Ministerium, das in der Personifikation des *Big Brother* die Überwachung der Bürger über *telescreen* leitet, *Ministry of Love*. Drittens werden zahlreiche neue Begriffe geschaffen. Ein besonders berüchtigter ist *thoughtcrime*, bzw. – in *Newspeak*, der neu geschaffenen Sprache, – *crimethink*. Damit wird jeglicher kritische Gedanke über *IngSoc* – das ist die Partei – und ihre Politik bezeichnet. Aus *crimethink* abgeleitet wiederum ist das Konzept von *crimestop*, die Selbstzensur. Aber das hören wir am besten im Wortlaut (Teil II, Kap. 9):

«Crimestop» means the faculty of stopping short, as though by instinct, at the threshold of any dangerous thought. It includes the power of not grasping analogies, of failing to perceive logical errors, of misunderstanding the simplest arguments if they are inimical to IngSoc, and of being bored or repelled by any train of thought which is capable of leading in a heretical direction. Crimestop, in short, means protective stupidity. But stupidity is not enough. On the contrary, orthodoxy in the full sense demands a control over one's own mental processes as complete as that of a contortionist [«Schlangemensch»] over his body.

Diese Selbstzensur muss gleichsam meditativ eingeübt und zum Automatismus werden (Teil III, Kap. 4). Sie allein kann den Bürger vor *crimethink* schützen, das seinerseits unbedingt vermieden werden muss, da ja über *telescreen* nicht nur jedes unbedachte Wort, sondern auch jeder noch so flüchtige Gesichtsausdruck der Besorgnis oder Verärgerung übermittelt werden und den Bürger in grösste Schwierigkeiten bringen könnte.

Nun, Orwells Aussage ist sonnenklar. Schon in seinem berühmten Essay von 1946 «Politics and the English Language» hatte er sich wortstark für einen reichen, frischen, schnörkellosen englischen Schreibstil starkgemacht. Auch mit seiner fiktionalen Darstellung der ozeanischen Sprachpolitik in *1984* nimmt er nicht nur entsprechende Tendenzen im Dritten Reich und im stalinistischen Kommunismus aufs Korn, sondern auch seit den 20er Jahren laufende Bestrebungen, die englische Sprache gezielt zu einem «Basic English» zu vereinfachen, wenn auch nur für einen Gebrauch als Zweitsprache zur internationalen Kommunikation. Orwell hatte diesen Bestrebungen einmal viel Sympathie entgegengebracht, sich dann jedoch radikal davon abgewandt. Verarmung der Sprache war ihm fortan ein Greuel. Seine erste Stossrichtung ist somit ganz ähnlich wie die unserer ersten These, nämlich generell den Zugang der Bevölkerung zu guten und sprachlich reichen Texten zu fördern. (Und ich setze noch dazu: in der Originalsprache! – Wer *1984* nicht auf Englisch liest, ist selber schuld.)

Bei seiner zweiten Stossrichtung geht es Orwell darum, vonseiten des Staates unternommene Eingriffe in die Sprache sowie Bestrebungen zur gezielten Abstumpfung der Bevölkerung und Senkung des Bildungsniveaus an den Pranger zu stellen. Bildungsmangel in der Bevölkerung hält er für die grösste politische Gefahr. Wenn er seine vom ozeanischen Regime angestrebte *stupidity* der Bürger als *protective stupidity*, «schützende Dummheit», bezeichnet, ist dies der Gipfel der sarkastischen Verzerrung. Und seine Horrorvision ist ja durchaus nicht frei erfunden. Wie erwähnt, hatte er entsprechende Versuche der Sprachbeeinflussung im Dritten Reich und in der Sowjetunion aktuell vor Augen. Totalitäre Regime fürchten Bildung wie der Teufel das Weihwasser. Und hier ist tatsächlich auch heute grösste Wachsamkeit vonnöten. Eklatante Vetternwirtschaft von Machthabern zur Besetzung von Professuren und Schlüsselpositionen im Bildungswesen mit möglichst schwachen, aber linientreuen Gestalten ist weltweit eher die Regel als die Ausnahme. In unserem Land ist die Lage zwar akzeptabel. Doch mit Blick auf aktuelle Ereignisse bin ich immerhin versucht auszurufen: «Latein und Griechisch gegen Fremdenfeindlichkeit»!

Diese Bedrohung hat Orwell also nicht erfunden, wohl aber die technische Ausrüstung mittels *telescreen* zur perfekten Überwachung und Beeinflussung des Bürgers. Und da stellen wir heute augenreißend fest, dass auch diese inzwischen Realität geworden ist. Für die, die mit dem Beruf des Diktators liebäugeln, sind die Voraussetzungen heute so günstig wie noch nie! Wir starren ja bereits alle freiwillig und pausenlos in unseren Orwellschen *telescreen* in Form von am Internet angeschlossenen Laptops, Tablets und Smartphones mit Kamera und Mikrophon, ja, wir tragen diese sogar pausenlos mit uns herum. Eine lückenlosere Kontrollmöglichkeit kann man sich gar nicht vorstellen. Einige Länder bzw. ihre Regimes haben denn auch bekanntlich die Bepitzelung ihrer Bürger über diese Geräte schon weit vorangetrieben (und wir sollten da nicht immer nur an die USA denken!). Andere arbeiten fleissig daran, den Internetzugang ihrer Bürger einzuschränken und zu kanalisieren. Und schliesslich wird auch der Umkehrschritt der gezielten Manipulation und Fehlinformation über die Medien an vielen Orten auf der Welt schon routinemässig betrieben. Der dafür nötige Lautsprecher ist in unseren Gadgets schon eingebaut. Eigentlich fehlt nur noch der totalitäre Einsatz dieser Mittel, also etwa die Vorschrift, die Geräte permanent eingeschaltet zu lassen und als Fussfessel immer mitzuführen, daran angeschossen ein Headset mit vor dem Gesicht platzierter Kamera und Mikrophon. George Orwell hätte zweifellos seine helle Freude an seinen emsigen Schülern, auch wenn sie gut dreissig Jahre länger gebraucht haben, seine Vision in die Tat umzusetzen, und – gottlob – noch nicht ganz am Ziel sind.

Aber Sie haben natürlich alle längst weiter gedacht! Seit den Enthüllungen Edward Snowdens über die NSA hat unsere Naivität in bezug auf den Überwachungsstaat Risse bekommen. Der Schweizer Fichenskandal von 1989 taucht vor unserem geistigen Auge auf, kommt uns aber mit seinen 900 000 von Hand getippten Karteikärtchen direkt heimelig vor. Und wie gesagt, wir zeigen jetzt alle mit dem Finger auf die USA. Es gibt aber Staaten auf unserer Erde, die bereits viel grössere Teile ihres Bruttosozialprodukts in die über das Internet laufende systematische Ausspionierung einerseits ihrer eigenen Bürger und andererseits von Technologiefirmen, Hochschullaboratorien und anderen innovativen Institutionen weltweit investieren.

Und auch Sprachmanipulation kommt bei uns vor, wenn auch bisher in bescheidenem Rahmen. Hand aufs Herz! Sagen Sie Atomkraftwerk (und AKW) oder Kernkraftwerk (und KKW)? Wann haben Sie den letzten Mohrenkopf gegessen oder das letzte Mal «Zigeuner» gesagt? Und ging das ganz ohne schlechtes Gewissen? Oder wie halten Sie es hier in diesen heiligen Hallen: Laufen da noch Studenten durch die Gänge? Oder nur noch Studierende oder StudentInnen? Die Studentenschaft ist bereits zur Studierendenschaft geworden. Ich warte nur darauf, dass sich die Skuba, die Studentische Körperschaft der Universität Basel, in Studierendische Körperschaft umbenennt.

So möchte ich nun allmählich zu meiner *These 2* vorstossen: Der Sprachgebrauch der Menschen kann gezielt verändert, manipuliert werden. Zwar zielt solche Manipulation nicht in erster Linie auf die Sprache selbst, sondern auf unser Verhalten, unser Denken und Handeln. Da aber diese Manipulation selbst schon mittels Sprache geschieht, hat die Veränderung des Sprachgebrauchs bei solchen Vorhaben stets hohe Priorität. Das Ziel der Manipulation ist es, Sprachgebrauch, Denken und Handeln der Menschen in Übereinstimmung zu bringen, und zwar exakt im Sinne der ManipulatorInnen.

Hier haben wir als Verantwortungsträger in den Bereichen Politik, Medien, Bildung und Kultur eines freiheitlichen Staatswesens die Aufgabe, Verantwortung für die Sprache in der Weise wahrzunehmen, dass wir Aufklärung betreiben, die Mechanismen der Sprachmanipulation – bzw. Manipulation durch Sprache – unseren Mitmenschen, insbesondere den Jugendlichen, aufzeigen und sie zu einer kritischen Auseinandersetzung damit bewegen. Nur so erreichen sie die Mündigkeit, auf die sie als menschliche Wesen das Recht haben. Ein wichtiger Teil dieser Aufklärung ist es, einen offenen, routinierten und stilsicheren Umgang mit der Sprache zu fördern, ganz im Sinne Orwells und unserer *These 1*. Das ist Bildung im besten Sinne.

Dies bringt mich zu einem dritten Bereich, leider einem real existierenden Negativbeispiel, wo nämlich Verantwortung für die Sprache in eklatanter

Weise vernachlässigt worden ist, mit gravierenden, wenn auch schwer bezifferbaren Folgen. Seit vielleicht zwanzig Jahren haben vor allem in Deutschland die Sprachhüter wieder einmal Hochkonjunktur. Es gibt unzählige Vereinigungen, die es sich auf die Fahne geschrieben haben, die deutsche Sprache zu pflegen, ja, sie vor dem drohenden Untergang zu bewahren. Sie werfen vor allem der Politik vor, ihrer Verantwortung zu wenig nachzukommen. Die drei Hauptkritikpunkte sind:

- erstens die Tendenz, das Deutsche als internationale Sprache zu vernachlässigen, obwohl es in mehr EU-Staaten Amtssprache und anerkannte Minderheitensprache ist als alle anderen Sprachen (nämlich in fünf bzw. elf Staaten), und von der grössten Sprechergruppe die Muttersprache ist (ca. 87 Millionen);
- zweitens wird die Überschwemmung des Deutschen mit Anglizismen kritisiert und
- drittens der Schaden, den die sog. Neue Rechtschreibung angerichtet hat, aufgezeigt.

Die Vorwürfe an die Politiker unterscheiden sich insofern, als diese nach Meinung der Kritiker in den ersten beiden Fällen zu wenig tun und im dritten zu viel getan haben.

Der erste Kritikpunkt hat mit einem gewissen Mangel an Selbstvertrauen Deutschlands auf dem internationalen Parkett zu tun, der historische Gründe hat und der heutigen Leistung dieses Staates für Europa und die Welt in keiner Weise gerecht wird. Er betrifft uns in der Schweiz insofern sehr direkt, als auch wir die Landessprache Deutsch im internationalen Verkehr entsprechend weniger brauchen können, und uns Wissenschaftler in der Deutschschweiz, weil wir feststellen müssen, dass die Welt unsere Publikationen kaum mehr liest, wenn wir sie auf Deutsch verfassen. Die Schweiz kann hier aber de facto gar nichts ausrichten. Um hier Deutschland (und Österreich) den Rücken zu stärken, müssten wir Mitglied der EU sein. Die Schwächung der deutschen Sprache hat jedoch deutliche Auswirkungen auf das Gewicht, das den Deutschkenntnissen an den Schulen und Hochschulen unseres Landes beigemessen wird, womit wir bereits wieder bei der Problematik der These 1 wären.

Der zweite Kritikpunkt ist teilweise das Abbild des ersten von der Staatsauf die Bürgerebene projiziert. In Deutschland ist schon um die Jahrtausendwende ein «Sprachschutzgesetz» erwogen worden, etwas, was es z.B. in Polen und in Frankreich schon länger gibt, ferner die Einrichtung von staatlich geförderten Institutionen, die akademisch fundiert die entsprechenden Vorgaben umsetzen sollten. Von solchen Plänen ist man aber rasch wieder abgekommen. Die Politik hat sich viel zu wenig dafür interessiert. Für seine Sprache sei der

Bürger selber verantwortlich, hiess es. Immerhin gibt es in Deutschland bereits ein paar derartige Institutionen, namentlich das «Institut für Deutsche Sprache» (IDS) in Mannheim, nicht ganz zufällig im Dunstbereich des Dudens angesiedelt, der bis zu seinem Umzug nach Berlin 2013 ebenfalls in Mannheim sass. Weder Duden noch das IDS aber engagieren sich im mindesten in der Bekämpfung der Anglizismen. So etwas ist in Deutschland nach wie vor tabu. Im Gegenteil, der Duden überschlägt sich in den letzten zehn Jahren fast vor Eifer, jeden auch noch so bizarren Neologismus angelsächsischer Provenienz so schnell wie möglich aufzunehmen. Der Grund dafür ist seine scharfe Konkurrenz zum Wahrig. Wir werden darauf noch zurückkommen.

In diesem Bereich könnten wir aus der Schweiz heraus theoretisch mehr bewirken. Eine Pflege der Sprache Goethes und Schillers, oder auch Max Frischs und Friedrich Dürrenmatts, durch literatur- und kulturbewusste Deutschschweizer hätte nichts Anrüchiges an sich. Aber leider besteht bei uns das ähnliche Problem, dass dies kaum jemanden wirklich interessiert, nicht zuletzt, weil wir uns nur sehr beschränkt mit der deutschen Standardsprache identifizieren. Und Sprachpurismus hat ohnehin immer etwas leicht Reaktionäres an sich. Gute Sprache ist ja auch keineswegs mit altertümlicher und fremdenfeindlicher Sprache gleichzusetzen.

Bleibt noch der dritte Kritikpunkt, die Rechtschreibreform 1996. Hier scheint mir die Kritik nun allerdings berechtigt zu sein. Ich weiss nicht, wie weit Ihnen die ziemlich genau hundertjährige Geschichte bekannt ist. Man kann sie in fünf Abschnitte unterteilen:

1. Der erste dauerte vierzig Jahre, nämlich vom ersten Einheitsduden 1915 bis zur Bekräftigung des Dudenmonopols 1955.
2. Darauf folgten die gut vierzig Jahre bis zum Ende dieses Monopols 1996. Dies waren auch die Jahre der permanenten Frustration einerseits des Bertelsmann-Verlages, der keine Chance erhielt, sein Wörterbuch «Wahrig» zum Leitwörterbuch machen zu können, andererseits einiger Germanisten, die vor allem die Substantiv-Kleinschreibung nach dem Muster der meisten anderen europäischen Sprachen im Deutschen einführen wollten. Schliesslich arbeitete eine Gruppe, unter sich im Detail uneinig, in den 1980er und 1990er Jahren eine Reform aus. Diese war schon von vorneherein heterogen und wurde zusätzlich noch auf politischen Druck hin zusammengestrichen, wobei auch die Kleinschreibung, das Hauptanliegen, aufgegeben werden musste. Der im Kompromissverfahren eruierte Rest wurde schliesslich, weil sich auch die Bildungspolitiker Deutschlands, Österreichs und der Schweiz schon relativ stark engagiert hatten und nicht das Gesicht verlieren wollten, 1996 in Kraft gesetzt, mit einer zweijährigen Frist zur Umsetzung.

3. Obschon sofort sichtbar geworden war, dass die Reform viele neue Probleme schuf und keine alten löste, beharrte die Politik 1998 auf dem Obligatorium und 'verkaufte' den partiellen Rückbau der Reform 2000 und 2004 als Fortschritte. Ausführendes Organ war die 1997 eingesetzte, am IDS angesiedelte «Zwischenstaatliche Kommission für deutsche Rechtschreibung», in der vor allem die ursprünglichen Reformer sassen. Die Kommission musste wegen der nicht abbrechenden Kritik 2004 abgesetzt werden und wurde durch einen etwas erweiterten, sonst jedoch weitgehend aus denselben Mitgliedern zusammengesetzten «Rat für deutsche Rechtschreibung» ersetzt, der noch heute existiert.
4. Dieser Rat führte 2006 einen weiteren Teilrückbau der Reform durch, indem er viele (aber nicht alle) herkömmlichen Schreibungen wieder erlaubte, jedoch nur wenige Reformschreibungen abschaffte. Mit diesen Schreibvarianten wurde ein amtliches Regelwerk gemacht und anschliessend grossspurig der neue Rechtschreibfriede verkündet.
5. Seither warten wir auf ein Lebenszeichen des Rates für Rechtschreibung.

Ja, Sie hören richtig: Seit acht Jahren ist – ausser der Abschaffung eines guten Dutzends grotesker Fremdwortschreibungen wie *Krem* – nichts mehr geschehen, ausser dass die fast vierzig Ratsmitglieder, untereinander heillos zerstritten, aber mit solider Mehrheit der Reformer, unter dem Vorsitz des früheren Bayerischen Kultusminister Hans Zehetmair mehrmals pro Jahr tagen.

Falls Sie sich näher über die Geschichte der Reform informieren wollen, empfehle ich Ihnen die Homepage der «Schweizer Orthographischen Konferenz» (SOK, www.sok.ch, Rubrik «Artikel») – nicht so sehr, weil ich in dieser ehrenamtlichen Gruppierung mitwirke, sondern weil ich da alles gelesen habe und weiss, dass man einen hervorragenden Überblick gewinnt. Besonders die Artikel aus der Feder von Theodor Ickler, Germanistikprofessor an der Universität Erlangen-Nürnberg, der in der Anfangsphase stark involviert war und aus seiner sachlichen, aber erbarmungslos kritischen Haltung nie ein Hehl gemacht hat, empfehle ich Ihnen zur sorgfältigen Lektüre. Sie stammen zumeist aus der *FAZ* und berichten über die heisse Phase zwischen 1997 und 2006.⁹

Lassen Sie mich die Reform anhand von drei Politikerzitataten, also aus dem Blickwinkel der Verantwortungsträger betrachtet, auf den Punkt bringen. Das erste stammt aus der Zeitschrift *Der Spiegel* vom 11. September 1995.¹⁰ Theodor Ickler hat es in der *FAZ* vom 10. November 2000 zitiert und folgendermassen kommentiert:

Im Jahre 1995 gab Kultusminister Zehetmair dem *Spiegel* auf die Frage «Wissen denn die Deutschen in etwa, was auf sie zukommt?» in einem unbeachteten Augenblick die klassisch gewordene Antwort: «Nein, überhaupt nicht. Die breite Öffentlichkeit ist so gut wie gar nicht informiert. Deshalb werden viele erschrecken, wenn es nun zu einer Reform kommt, und zwar auch dann, wenn noch einiges geändert wird. Viele haben gar nicht mehr an eine Reform geglaubt, nachdem seit fast hundert Jahren alle Vorschläge gescheitert sind. Man wird uns, die Kultusminister, fragen: Was habt ihr denn da angestellt?»¹¹

Und Ickler (ebd.) berichtet weiter:

Am 1. Juli 1996 sollen die Kultusminister der deutschsprachigen Länder gezögert haben, ihre Unterschrift unter die Absichtserklärung zur Durchführung einer offenkundig unausgereiften Rechtschreibreform zu setzen. Erst als eine der anwesenden Personen einwarf, Bertelsmann habe schon gedruckt, unterschrieben sie. Tatsächlich lag am nächsten Morgen die *Neue deutsche Rechtschreibung* des Medienkonzerns in allen Buchläden.

Mit dem zweiten Zitat befinden wir uns im Januar 2006, nachdem die Reform wegen der massiven Kritik und offensichtlichen Fehlern in zwei Schritten (2000 und 2004) in einigen wesentlichen Punkten wieder hatte zurückbuchstabiert werden müssen. Da räumte Johanna Wanka, die ehemalige Präsidentin der deutschen Kultusministerkonferenz und heutige Bundesministerin für Bildung und Forschung, in einem Interview mit dem *Spiegel* (2. Januar 2006)¹² freimütig ein:

Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.

Und das dritte Zitat schliesslich stammt aus dem *Donaukurier* vom 17. Mai 2013, nochmals gut sieben Jahre später. Da hat sich nun sogar Hans Zehetmair, der Ratsvorsitzende, der als Bayerischer Kultusminister die Reform von Anfang an begleitet und treulich beschirmt hatte, kritisch und sogar eine Spur selbstkritisch geäussert:

«Im Rückblick muss man sagen, dass die Rechtschreibreform kein Ruhmesblatt war und ist, weder für die Politik noch für die Wissenschaft. Der Fehler der Politik war, dass wir uns mit dieser Reform nicht befasst haben.»

Da sind wir nun meines Erachtens wirklich bei unserem Thema «Verantwortung für die Sprache» angelangt! Zuerst die Unterschrift auf Druck eines privatwirtschaftlichen *fait accompli*, dann das Nicht-Zurücknehmen der Reform mit Berufung auf Staatsraison, was im Klartext in diesem Fall nichts an-

9 S. www.sprachforschung.org/ (Zugriff: 4.3.2014). Sehr lesenswert sind auch Icklers Bücher: *Regelungsgewalt*, 2. Aufl. St. Goar 2002; *Rechtschreibreform in der Sackgasse*, St. Goar 2004.

10 Abrufbar unter: www.spiegel.de/spiegel/print/d-9220993.html (Zugriff: 4.3.2014).

11 Theodor Ickler, *FAZ* Nr. 262, 10.11.2000, Feuilleton, S. 44. Abrufbar unter: www.sok.ch/files/Ickler_FAZ_10nov00_Zermuerbung_der_Hirne.pdf (Zugriff: 4.3.2014).

12 www.spiegel.de/spiegel/print/d-45168987.html (Zugriff: 4.3.2014).

deres heisst als Vermeidung von Gesichtverlust, und schliesslich – 17 Jahre nach der Reform – das Eingeständnis des verlässlichsten Garanten der politischen Rückendeckung für die Reform, dass sich die Politiker von allem Anfang an um deren Inhalte gar nicht gekümmert haben. Und immer noch geschieht nichts!

Meine Damen und Herren, sie begreifen sicher, dass dies mein Vertrauen in die Bildungspolitik nicht eben gefördert hat – auch nicht in die schweizerische, denn unsere Erziehungsdirektoren haben sich kaum mehr als ihre deutschen Kollegen für die Reform interessiert. Deshalb engagiere ich mich auch seit ihrer ersten Stunde und mit nicht nachlassender Freude und Überzeugung in der SOK. Diese ist nun freilich keineswegs ein Kränzchen nostalgischer Heulsusen, sondern ein kleiner Stosstrupp von Pragmatikern. Sie hat sich 2006 konstituiert, um möglichst rasch der Schreibvariantenflut, die der Rat für Rechtschreibung in seinem mutlosen, seine innere Zerstrittenheit und Entscheidungsunfähigkeit widerspiegelnden Regelwerk in die Welt gesetzt hat, entgegenzuwirken. Mit ihren Empfehlungen hat die SOK vielen Institutionen und Privatleuten eine der Einheitlichkeit und Sprachrichtigkeit verpflichtete Rechtschreibung geliefert, die notfalls auch einmal dem amtlichen Regelwerk widerspricht, nämlich vor allem da, wo dieses eindeutig falschen Reformschreibungen die herkömmlichen Schreibungen noch nicht wieder zur Seite gestellt hat. Auf der Homepage können Sie die ganze Dokumentation, inklusive einen kleinen, allgemeinverständlichen «Wegweiser» aus meiner Feder, herunterladen. Die Sache ist im Grunde genommen sehr vergnüglich, das werden Sie sofort bemerken, und die SOK versteht sich denn auch viel eher als sportliches Team. Finanzielle Mittel haben wir fast keine, vor allem keine staatlichen wie die Reformer. Und unsere einzige Waffe sind die besseren Argumente. Insofern gleichen wir wohl nicht wenig dem guten alten Sokrates.

In der Schweiz folgen inzwischen zahlreiche Institutionen den Empfehlungen der SOK, sofern sie nicht überhaupt, wie etwa die NZZ, schon von Anfang an erklärt haben, den Unsinn der Reform nicht mitzumachen. (Einen unschönen Fehler der Reform hat die NZZ freilich doch übernommen und bis heute nicht korrigiert.) Besonders nützlich sind unsere Empfehlungen für die Schweizerische Depeschagentur und die schweizerischen Presseverlage und Zeitungsredaktionen, die Schreibvarianten am wenigsten brauchen können. In Deutschland ist die Lage schwieriger. Die grossen Zeitungen haben sich längst, wie bei uns die NZZ, Hausorthographien geschaffen, die im übrigen oft sehr nahe an der SOK liegen. Viele Buchverlage, vor allem im wissenschaftlichen Bereich, verwenden ohnehin herkömmliche Rechtschreibung. Der Reclam Verlag hat sich vor kurzem für neugesetzte Bände ausdrücklich die Empfehlungen der SOK zu eigen gemacht.

Ein bizarres Schauspiel aber liefern die beiden grossen Referenzwörterbücher Duden und Wahrig: Wenn im Regelwerk 2006 zwei Varianten erlaubt sind, bevorzugen sie fast nie dieselbe, wobei Duden grundsätzlich reformfreundlich, Wahrig eher reformfeindlich ist. Besonders pikant ist der Umstand, dass beide Wörterbücher seit 2009 demselben Verlag gehören, Cornelsen, und trotzdem erst ganz wenige Schritte aufeinander zu gemacht haben.

Wir haben heute in keiner Weise Rechtschreibfrieden. Und Sie, meine Damen und Herren? Sind Sie sattelfest in deutscher Rechtschreibung? Speziell in den Bereichen Gross- und Kleinschreibung und Getrennt- und Zusammenschreibung, die von der Reform besonders betroffen sind, sagen Lehrkräfte, die noch die Zeit vor 1996 erlebt haben, einhellig, damals seien sie in diesen Dingen sattelfest gewesen, bis auf ganz wenige Spezialfälle. Heute seien sie es überhaupt nicht mehr. Ja, wenn es die Lehrer nicht mehr sind, wer dann? Die Schüler vielleicht? Auf deren Buckel wurde die ganze Schlammschlacht ausgetragen. Zuerst mussten sie zwischen 1996 und 1998 umlernen, dass *Es tut mir leid* mit grossem L zu schreiben sei. Acht Jahre später wurde diese Schreibweise wieder verboten. (Es sind allerdings in der Schweiz bis heute Lehrmittel in Gebrauch, die die Reformschreibung lehren!) Weiters mussten die Schüler umlernen, dass *sogenannt* fortan aus zwei Wörtern bestehe (ausser in der Abkürzung *sog.*), heute aber empfiehlt sogar *Duden* wieder die Zusammenschreibung, *Wahrig* ohnehin.

Uns Erwachsenen geht es nicht besser. Die gedruckte Dudenausgabe von 2009 hat bei *Strom sparend* und *Raum sparend* noch die Reform-Getrenntschreibung, bei *energiesparend* aber bereits wieder die Zusammenschreibung empfohlen. Die Online-Fassung ist anschliessend sehr bald auch bei *strom-* und *raumsparend* zur herkömmlichen Zusammenschreibung zurückgekehrt, so dass gedruckt und online mehrere Jahre etwas Unterschiedliches empfohlen. Erst in der neuesten gedruckten Ausgabe von 2013 ist die Zusammenschreibung wieder die einhellige Empfehlung. So kehrt der Duden stillschweigend, Schrittchen für Schrittchen, zur herkömmlichen Schreibung vor 1996 zurück und passt sich dem Wahrig an. Aber nicht überall: Obwohl *furchterregend* längst wieder zusammengeschrieben wird, wird *Furcht einflössend* nach wie vor getrennt empfohlen. Solche Inkonsistenzen gibt es bei Duden zu hunderten. Er ist kein zuverlässiges Referenzwerk mehr. Ich empfehle heute, wenn überhaupt eines der beiden, eher den Wahrig.¹³

Oder wissen Sie, dass Sie *manchmal* nur zusammenschreiben dürfen, jedoch *jedesmal* seit der Reform nicht mehr? Dieses über vierhundert Jahre alte Wort

13 Zu den beiden Wörterbüchern 2009 s. den prächtigen Artikel von Dankwart Guratzsch in *Die Welt* vom 31.7.2009. Abrufbar unter: www.welt.de/kultur/article-4229915/Die-Rechtschreibreform-ist-endgultig-gescheitert.html (Zugriff: 4.3.2014).

der deutschen Sprache hat die Reform kaltschnäuzig abgeschafft! Und es ist bis heute amtlich verboten! Wissen Sie, dass Sie *ein andermal* weiterhin nur zusammenschreiben dürfen, aber *das erstmal* und *zum letztenmal* seit der Reform nicht mehr? Fast fünfhundert Jahre lange hatten alle so geschrieben. Seit 1998 ist es plötzlich falsch. Im Ausdruck *ohne weiteres* dürfen Sie *weiteres* klein schreiben wie vor der Reform, und Wahrig empfiehlt dies auch, Duden nicht. Bei *im weiteren* dagegen müssen Sie laut Regelwerk 2006 ein grosses W verwenden, und hier knickt dann leider auch Wahrig ein. Was hat uns diese Grossschreibung gebracht? Bei *zum einen*, *zum anderen* gilt nämlich, wie die letzten gut hundert Jahre, noch immer die Kleinschreibung nach der noch von Konrad Duden stammenden, höchst modernen Regel, dass alles, was nicht ein wirkliches Substantiv ist, klein geschrieben wird. Haben Sie schon einmal von einem Substantiv *das Voraus* gehört? (Oder heisst es *der Voraus*?) Und von *das Öftere*, *das Nachbinein*? Dennoch müssen Sie *im voraus*, *des öfteren*, *im nachbinein* seit der Reform gross schreiben. In allen diesen Fällen empfiehlt die SOK die herkömmliche moderne Kleinschreibung. Und ebenso bei *heute Abend*, wo Abend – man kann es drehen, wie man will – kein Substantiv ist, weil nämlich ein Substantiv nicht durch ein Adverb wie *heute* näher bestimmt werden kann. Die Grossschreibung ist grammatisch ganz einfach falsch.

Die Reformer sind mit dem Anspruch aufgetreten, das Schreiben zu erleichtern, und haben damit den Politikern, die sich nicht mit der Reform befassten, Sand in die Augen gestreut. Duden aber hat 1996, 2000, 2004, 2006, 2009, 2013, das heisst durchschnittlich alle drei Jahre ein neues Wörterbuch in Millionenaufgabe verkaufen können, Bertelsmann etwas weniger. Heute muss man beide kaufen und kann beiden nicht recht trauen.

Wo bleibt die Verantwortung für die Sprache? *These 3*: Wissenschaftler und Politiker, lasst die Hände weg von der Rechtschreibung! Sie ist die demokratischste Sache der Welt. Beobachtet sie, steuert die unentschiedenen Fälle sanft in die Richtung der langfristigen Tendenzen (die seit langem in Richtung Klein- und Zusammenschreibung gingen), aber versucht niemals, der Bevölkerung aus heiterem Himmel *selbstständige Gämsen* aufzuzwingen, wenn das kein Mensch so schreibt bzw. spricht.

Das Schlimmste aber, was diese Reform gebracht hat, wird kaum je laut ausgesprochen. Ich will es hier zum Schluss tun: Die meisten Menschen, jung und alt, haben längst resigniert. Da man Rechtschreibung heute ja ohnehin nicht mehr beherrschen kann, muss man sich auch keine Mühe mehr geben. Man hat ja doch keine Chance. Und wenn es einmal wirklich wichtig ist, hilft der Korrekturmodus im Computer. Diese Einstellung der Rechtschreibung gegenüber hat zur Folge, dass heute in schriftlichen Arbeiten oder Texten im Internet Getrennt- und Grossschreibungen zuhauf zu finden sind, die von den

Reformern nie auch nur ins Auge gefasst worden sind. Beispiele sind: *Wut entbrannt*, *Geheimnis voll*, *Haar sträubend*, *dunkel blau*, *zusammen zu packen*, *zum Wahnsinnig werden (oder wahnsinnig Werden)*, *manch Mal*, *es ist mir Ernst*, *am Schönsten*, *ausgeränkt*, *Weihnachtsgeschänk*. Die Reformer mögen nun erschrocken ausrufen: «Herr, die Not ist gross! Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los.» Tatsache ist, dass sie und die Bildungspolitiker mit dieser Reform – und vor allem auch durch ihr jahrelanges, uneinsichtiges Beharren – ihre Verantwortung für die Sprache in grober Weise vernachlässigt und der deutschen Sprache, die im internationalen Kontext schon genug zu kämpfen hat, einen Bären dienst erwiesen haben. Der volkswirtschaftliche Schaden im deutschen Sprachraum mit seinen 87 Millionen Menschen geht – wenn man nur schon den Zeitverlust für Diskussionen, Korrekturen, Schulungen, Publikationen und Lektüre kurz überschlägt – in die Milliarden. Viel trauriger aber ist folgendes: Es weist vieles darauf hin, dass die Bemühungen, unsere jungen Leute entsprechend unserer These 1 zu einem sorgfältigen Umgang mit ihrer Sprache zu motivieren, «dank» der Rechtschreibreform und ihren Folgen zu einem grossen Teil ins Leere laufen. Es ist zur Zeit fast nicht möglich, auf deutsch einen Text zu verfassen, bei dessen Lektüre nicht jeder aufmerksame Leser mindestens ein halbes dutzendmal aus orthographischen Gründen stutzt oder sich gar ärgert. Wie aber sollen wir unter diesen Umständen Lesegenuss bereiten und mit Inhalten überzeugen, und wie sollen es die Jungen lernen? Es ist wie in der Musik: Wer nicht rein und rhythmisch spielt, dessen Spiel lässt die anderen kalt.

